

## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00148-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Renate Bergmann, geb. Strelemann, wohnhaft in Berlin. Trümmerfrau, Reichsbahnerin, Haushaltsprofi und vierfach verwitwet: Seit Anfang 2013 erobert sie Twitter mit ihren absolut treffsicheren An- und Einsichten – und mit ihren Büchern die ganze analoge Welt.

Torsten Rohde, Jahrgang 1974, hat in Brandenburg / Havel Betriebswirtschaft studiert und als Controller gearbeitet. Sein Twitter-Account @RenateBergmann, der vom Leben einer Online-Omi erzählt, entwickelte sich zum Internet-Phänomen. «Ich bin nicht süß, ich hab bloß Zucker» unter dem Pseudonym Renate Bergmann war seine erste Buchveröffentlichung – und ein sensationeller Erfolg –, auf die zahlreiche weitere, nicht minder erfolgreiche Bände und ausverkaufte Tourneen folgten.

Renate Bergmann

**Die Reste frieren wir ein**  
Weihnachten mit Renate Bergmann

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch

Verlag, Hamburg, November 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Die Geschichte «Staaken / Erzgebirge, 1973» ist bereits 2018 im von  
Dinah Sophie Fischer und Marcus Gärtner herausgegebenen Band  
«Weihnachten mit Punkt Punkt Punkt» (Rowohlt Polaris) erschienen.

Covergestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt

Coverabbildung Rudi Hurzlmeier

Satz Stempel Garamond, PostScript, InDesign

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00148-2

## Guten Tag,

hier schreibt Renate Bergmann. Sind Sie mir nicht böse, wenn ich nebenher noch ein Auge auf den Herd haben muss, aber hier simmert der Grünkohl für Weihnachten auf kleiner Flamme. Da muss ich nebenher ab und an umrühren, nicht, dass der ansetzt. Er braucht seine vier Stunden auf kleinem Feuer, damit er richtig schmeckt, aber man muss aufpassen, dass er nicht anbrennt. Die Beilagen sind doch das Beste!

«Zum Weihnachtsbraten?», werden Sie sagen, «Jetzt? Es ist doch gerade Oktober!» Ja, die Sprüche kenne ich! Ihr jungen Dinger, die ihr immer alles auf den letzten Drücker erledigt. Grünkohl hält sich eingefroren nicht nur prima, der schmeckt sogar besser, wenn man ihn aufwärmt. Wenn überhaupt, gibt es bei so Grünschnäbeln höchstens Grünkohl aus dem Glas. «So billich kannst du alleine gar nicht kochen!», sagt meine Nachbarsche, die Meiser, immer, wenn sie wieder den Büchsenöffner ansetzt. Das mag stimmen, aber wissen Sie, wenn ich koche, dann *koche* ich und mache nicht warm. Ich will schließlich, dass die Teller hinterher blitzblank sind und nicht, dass nur appetitlos in meinem Essen rumgestochert wird. Laden Sie sich wenigstens bei der Mutti oder der Omi ein, bevor Sie Fertigzeugs essen, kann ich nur mahnen. Die freuen sich zudem noch, wenn Besuch kommt, gerade über die Feiertage. Wer ist da schon gern allein?

Weihnachten. Ach, da kriege ich gleich so ein Huchgefühl, wenn ich nur dran denke.

Hochgefühl.

Hihi, ein Huchgefühl hatte ich letzthin, als so ein Bengel an der Bushaltestelle in die Pfütze hüpfte und mich nass gespritzt hat.

Nee, an Weihnachten wird mir immer ganz wohlig ums Herz. Es ist das Fest der Liebe, der Wärme und der Hoffnung. Und auch das Fest des guten Essens. DAS darf nämlich nicht fehlen, wenn die Lieben zusammenkommen. Man will sich schließlich nichts nachsagen lassen, nich wahr? Wie unangenehm ist es doch, wenn der Kuchen abgezählt ist. Wie anno – lassen Se mich überlegen – anno '81 bei meiner Frau Liebeldank-Henning. Das war die Kulturtante bei der Reichsbahn, die hatte uns, die örtliche Frauengruppe, zu sich eingeladen. Stellen Se sich mal vor, da saßen tatsächlich 12 Personen bei Tisch. Und für eine Gruppe dieser Größe hatte die Liebelzank nur vier Kuchen gebacken! Ich kriege bis heute eine aufsteigende Hitze, wenn ich an die unangenehme Situation denke, als man schon fast das Muster auf der Tortenplatte sehen konnte, weil so viel weggegessen war. So eine Schmach. Die Gäste mussten ja denken, sie hatte nicht satt zu essen! Wochenlang wurde geredet, bis zum Fasching hin. Nee, Weihnachtszeit ist Dehnbundzeit. Da lässt sich eine Renate Bergmann nichts nachsagen.

Wenn die Familie da ist, wird aufgetischt. «Liebe geht durch den Magen», heißt es, und ich habe bis auf den heutigen Tag noch nie gehört, dass das Sprichwort «aber nur ein schmales Stückchen» weitergeht. Auch in schweren Zeiten, wenn wir übers Jahr manchmal gehungert haben (na ja, wissen Se, ganz ehrlich: Wir wohnten auf dem Land, wir hatten immer satt zu essen. Aber manchmal gab es keinen Nachschub! Und auch keinen Nachschlag) – zum Weihnachtsfest wurde nur das Beste aufgetragen. Selbst im Hungerwinter 46/47, als Mutter die Hennen und Karnickel alle an die Berliner vertauscht hatte, die in voll besetzten Zügen zu uns rauskamen, selbst da hat sie für uns was zurückbehalten und ein Festmahl gezaubert. Opa Strelemann hat seinerzeit Biber gewildert. Wissen Se, wie soll so ein Städter denn einen abgezogenen Biber von einem gehäuteten Karnickel

unterscheiden? Oma und Mutter haben die Dinger gut verhökert und noch Rezeptempfehlungen mitgegeben, und ich bin mir sicher, die hatten alle schöne Festtage.

Als meine Tochter Kirsten noch richtig gegessen hat und nicht nur Salatblätter und Körner zermalmte, da hat es auch noch Spaß gemacht, für sie zu kochen. Trotzdem musste ich uns mal vegetarisch machen am ersten Feiertag, weil ich in der Aufregung am Tag vorher – wir wollten in die Kirche, der Rotkohl drohte anzusetzen, und die Gans musste begossen werden, alles gleichzeitig, und dazu hatte ich noch die Wickler im Haar, keine Brille auf und das gute Kleid schon an! – na ja, da habe ich zwei Teelöffel Schayennpfeffer auf den Vogel getan statt Beifuß. Bis Silvester hin habe ich fast nur geweint wegen der Schande. Dass das einer gestandenen Hausfrau und Köchin wie mir passiert, nee, der Makel sitzt mir bis heute auf der Seele wie ein Fettspritzer auf der ansonsten blütenweißen Kochschürze meiner Mutter. Aber eine Renate Bergmann ist eine ehrliche Person, die auch mit solchen Dingen nicht hinterm Berg hält, sondern sie offen einräumt. Wir haben Kartoffeln mit Rotkohl gegessen, der war nämlich wunderbar weich wie immer, und zum Nachtsch gab es Götterspeise mit Vanillesoße. Das ging auch mal. Wir haben in dem Jahr Kaffee und Torte – es muss '83 gewesen sein, auf jeden Fall gab es hinterher noch «Die Peter-Alexander-Show» im Pantoffelkino – eine Stunde vorgezogen, sodass der Hunger nicht allzu groß war. Bis heute habe ich nicht darüber gesprochen, aber nun, wo Gras über die ollen Kamellen gewachsen ist, kann ich es wohl zugeben.

Aber das reicht nun auch, mehr sage ich nicht über den Vorfall!

Im Gegensatz zu der Geschichte, die erst letztes Jahr passiert ist, die schreibe ich Ihnen in Gänze auf. Vorab nur so

viel: Kurt hatte zwei Gänse bei seinem Karnickelzüchterfreund Lothar bestellt. Sie wissen ja, wie das ist, die zähen Viecher aus dem Gefrierer in der Kaufhalle kann man nicht essen. Wenn man sie aufgetaut hat, sehen sie schon grau und nicht sehr appetitlich aus. Gleich beim Anbraten entlassen sie so viel Fett, dass man Schmalz bis zum Frühjahr hin hat, und je länger man den Vogel brät, desto mickriger und zäher wird er. Wie Gummi! Nee, so was kommt mir nicht in die Pfanne. Da gebe ich sehr gern ein paar Mark mehr aus und kaufe eine Gans vom Bauern. Euro, wir haben ja den Euro. Bei Lothar haben die Tiere das ganze Jahr Auslauf, die baden sogar im Anger, fressen grünes Gras von der Wiese und kriegen sonst nur Kartoffeln, die Lothars Inge ihnen jeden Tag mitgekocht hat. Gläfers und ich hatten die Gänse von Lothar schon jahrelang abgenommen. Im Frühjahr haben wir bestellt, Lothar hat uns aufgeschrieben und zwei Gössel mehr gekauft, und wenn das Fest ran war, sind Kurt, Ilse und ich mit dem Koyota los und haben die Vögel abgeholt, küchenfertig geschlachtet und ausgenommen, den Hals, den Bürzel und die Innereien beigelegt, damit es eine schöne kräftige Soße gibt, so wie es abgemacht war. Bis Lothar im letzten Jahr ausfiel und wir unsere Gans bei einem anderen Kurt-Kumpanen namens «Keule» bestellen mussten.

Ich mache das hier mal kurz und erzähle später ausführlich: Kurt wusste am Heiligen Abend nur, dass Keule «eine gute halbe Stunde» außerhalb von Berlin wohnte. Er war nie bei ihm gewesen und hatte auch keine Telefonnummer. Die sahen sich ja immer nur bei der Rammmlerausstellung! An dem Tag sind wir mit dem Koyota in mehr märkischen Dörfern gewesen als der Fontane bei seinen Wanderungen, sage ich Ihnen. Fix und fertig bin ich gewesen und sah mich am Festabend schon Kirstens Smufies mit dem Trinkhalm schlürfen. Ach, das war eine Aufregung! Wie wir doch noch



zu einem butterzarten und wunderbar saftigen Gänsebraten kamen, davon berichte ich Ihnen. Nur Geduld.

Ja, sehen Sie, und so drehen sich viel Geschichten, an die ich mich erinnere, wenn ich an Weihnachten denke, um den Festtagsbraten und um das Essen. Sehr gern schreibe ich Ihnen davon auf, wissen Sie, was sollen die im Schatzkästchen meiner Erinnerungen verdörren? Wenn Sie Freude daran haben, lasse ich Sie gern teilhaben. Man muss nicht alles mit ins Grab nehmen, die netten Geschichten kann man doch teilen. Es gibt genug dunkle Geheimnisse, die ich nicht ausplaudere, auch, wenn Sie gerade die vielleicht hören wollen. Hihi.

Nun wollen wir mal loslegen. Ich schreibe Ihnen jetzt nicht noch lange auf, wie alt Ilse und Kurt sind und wer noch so alles vorkommt in dem Büchlein. Da mache ich Ihnen auf den Vorsatz so kleine Biographien, da können Sie nachgucken, wenn Sie jemanden nicht kennen. Aber Sie kennen doch meine Leutchen schon, oder?

Huch, jetzt muss ich aber dringend den Grünkohl umrühren, sonst setzt der doch noch an. Währenddessen können Sie ja anfangen zu lesen.

*Ihre Renate Ber...*

(Herrje. Jetzt ging doch glatt der Brandmelder an.)

**Es war eine schwere Zeit,  
aber in allem steckt immer  
auch was Gutes: Unser  
Turnlehrer hat im Winter  
'46 den Stufenbarren  
verheizt, weil es nichts zum  
Feuern gab. In Geräteturnen  
war ich nie eine Leuchte!**

## **Gut Finkenhof, 1946**

1946, da war ich knapp davor, ein Backfisch zu werden, feierten wir ein Weihnachtsfest, an das ich bis heute als eines meiner schönsten zurückdenke.

Wir lebten damals auf dem Gut Finkenhof, das liegt im Märkischen. Wenn ich «wir» sage, meine ich damit Mutter, meinen kleinen Bruder, den Fritz, und Oma und Opa Strele-  
mann. Der Krieg war zwar vorbei, aber die Zeit des Darbens und der Entbehrungen war es noch lange nicht. Zu allem Leid, das der Krieg über uns gebracht hatte, kam auch noch einer der härtesten Winter, an die man sich bis heute erinnert.

Es gab Weihnachtsfeste, an denen mehr geschehen ist und von denen zu berichten sich vielleicht auch lohnen würde. Wie damals, als Ilse von der Leiter gefallen ist, weil sie am ersten Feiertag unbedingt noch Staub vom Kronleuchter wischen wollte und Kurt ... also, das gehört auch eigentlich nicht hierher. Nein, viel Schlimmes, Verrücktes oder Komisches ist damals nicht geschehen. Ich möchte Ihnen aus einem anderen Grund von genau diesem Weihnachtsfest erzählen. Ich will Ihnen berichten, wie die Zeit damals war und wie wir uns über das Wenige, das wir hatten, freuten und es in unseren Herzen wuchs und wuchs.

Wir schliefen damals alle in einem Bett, das müssen Sie sich mal vorstellen. Das sparte Heizung! Oma, Mutter und wir Kinder kuschelten uns im großen Ehebett im Elternschlafzimmer aneinander und wärmten uns gegenseitig. Opa bettete sein Haupt nachts nicht mit in der Schlafstube, sondern in der Küche auf den schieren Dielen. Gerade den spanischen Bettvorleger hatte er als Matratze.

Moment.

Spartanisch, nicht spanisch.

Es war so bitterkalt, dass wir unseren Odem als weißen Dunst sahen, wenn einer ausatmete. Opa schnarchte ein bisschen. Na, ein bisschen ... wir hörten es bis rüber ins Bett! Im Laufe der Nacht wurde sein Grunzen immer trockener, und manchmal hatte ich Angst, dass seine Mandeln einfroren.

Opa Strelemann schlief aber nicht aus Rücksicht auf dem Küchenboden, sondern weil er früh rausmusste, um die Kuh zu melken.

Ja, wir waren wer. Wir hatten eine Kuh!

Das kann in der heutigen Zeit ja keiner mehr nachvollziehen, was das bedeutet hat. Wir hatten Milch und konnten selber Käse und Quark machen, und das wiederum konnte Mutter gut verkaufen oder vertauschen. Kurz nach dem Krieg, bis in die 50er Jahre hinein, gab es Lebensmittel nämlich nur rationiert und auf Bezugskarte. Da blühte der Schwarzhandel mit den Bauern auf dem Land, sage ich Ihnen. Auf die Kuh hat Opa aufgepasst wie auf den Schlüssel zum Schuppen, in dem die Destille stand. Der schlief mit einer Forke neben seinem Nachtlager, damit er einem möglichen Einbrecher sofort hätte den Garaus machen können. Die Susi – so hieß sie, die Braungefleckte – bekam nicht nur jeden Morgen warm zu saufen, während wir uns mit eisigem Wasser die Zähne putzen mussten, nein, Opa wärmte sich auch immer die Hände an, bevor er ihr ans Euter fasste. Regelrecht verwöhnt hat er sie! Oma wurde beinahe neidisch. «Die blöde Kuh», hat sie manchmal gesagt. Aber natürlich war sie froh, dass wir die Susi hatten.

Wir liefen zu der Zeit bis in den November hinein mit nackten Füßen rum, weil wir nur ein Paar Strümpfe hatten, und die mussten geschont werden für den Winter. Als der dann kam, kam er krachend kalt und legte das ganze Land unter Schnee und Eis. Der Ostwind piff wochenlang so schlimm, dass Oma kaum krauchen konnte mit ihrem Ischias. Uns

Kindern waren die Zehen blau gefroren. Wo der kleine Fritz war, konnte man schon immer an der Schnodderspur sehen: Seine Nase tropfte egal fort, bis Oma ein Einsehen hatte und eine Strickjacke von Vater, die sie bis dahin als Erinnerung aufbewahrt hatte, aufräufelte und ihm aus der Wolle ein paar Extrasocken strickte.

Nachdem Opa Strelemann in einer Nacht die Spucke auf dem Küchenboden gefror, sprach er schließlich: «So, Frauensleute, genug ist genug. Heute Nacht lege ich mich bei euch in der Schlafstube hin.» Er schlug sein Ruhelager links neben Omas Bettseite auf, wie immer auf dem harten Dielenboden. Gerade, dass er die Bettumrandung als Unterlage hatte und seine grobe Pferdedecke aus der Küche mitbrachte. Er lag da wie ein Brett und schnarchte mit Oma um die Wette. Kurz vor dem Einschlafen guckten Mutter, Fritz und ich uns an, kniffen kurz die Augen zusammen und schnitten eine Grimasse. Laut zu lachen trauten wir uns nicht, am Ende wären die Großeltern noch wach geworden? Dann drückte uns Mutter noch mal kurz an sich und gab uns eines der seltenen Küsschen auf die Stirn. Mutter hatte es nicht leicht – der Mann, also mein Vater, war im Krieg geblieben, sie musste zwei Kinder satt kriegen, und auch wenn es ein Glück und sie dankbar war, dass wir bei Oma und Opa Strelemann unterkommen konnten, war es nicht immer einfach mit den alten Herrschaften. Olle Leute sind manchmal stur und unverbesserlich. (Heute weiß ich das ...)

Mutter konnte sich Zärtlichkeiten nicht oft erlauben, es kam selten vor, dass sie sagte: «Renate, komm mal her, Mama pustet», wenn ich gefallen war oder mir das Schienbein an den Brennnesseln verbrannt habe. Meistens hieß es: «Reiß dich zusammen, jammern nützt nichts.» Sie war keine hartherzige Frau, aber die schwere Zeit zwang sie, eisern zu sein.

Oma hat in jener Nacht, als Opa zu uns in die Schlafstube zog, noch heftig mit ihm diskutiert, dass er seine Forke nicht mit reinnehmen darf, aber da stellte er sich bockbeinig. Was meinen Sie, was los war, als Oma im Morgengrauen aufs Häuschen musste und über den Stiel gestolpert ist. Wir waren alle wach, und keiner schlief mehr ein, und Oma zeigte jedem den blauen Fleck am Knie, sogar dem Herrn Pfarrer.

Ja, mit Oma und Mutter war das so eine Sache. Zwei Frauen auf einem Hof und in einer Küche – da können Sie sich ja denken, dass das öfter rauchte. Aber die Zeiten waren so, und es ging nicht anders.

Meine Mutter war eine schlitzohrige und gerissene Frau. Es gibt Leute, die sagen, ich schlage nach ihr. Sie hat die Hühner, Gänse und Enten, die wir den Sommer über auf dem Bauernhof großgezogen haben, teuer an die Städter verschachert. Das war ja alles streng verboten, wissen Sie, es gab damals Lebensmittelkarten, und jeder durfte offiziell nur 100 Gramm Fett die Woche beanspruchen. Und das galt schon für Arbeiter! Kindern und alten Leuten stand noch weniger zu. 100 Gramm Fett die Woche, überlegen Sie mal! Das ist das, was meine Freundin Gertrud heutzutage als «kleinen Stich Butter» an ihr Gemüse macht. Von Fleisch reden wir erst gar nicht. Mutter jedenfalls hatte auch in diesem Jahr kurz vor den Festtagen mit der Hilfe von Opa Strelemann das Geflügel geschlachtet und ausgenommen. Von jeder Ente oder Gans hatte sie entweder eine Keule, den Hals oder mal einen Flügel auf die Seite gelegt, für uns. Es war ihr ein Leichtes, so einem dusseligen Stadtmenschen weiszumachen, dass das Tier einen Granatsplitter abbekommen hatte und mit nur einem Bein groß geworden war. Jedenfalls hatten wir eine herrliche Geflügelpfanne zum Fest, mit einer Keule für jeden und Hälsen und Bürzeln für den Geschmack. Opa hat auch Biber gewildert,

wissen Sie, Naturschutz war damals ja noch nicht. Und so abgezogen ohne Fell sehen die Tiere für so einen Städter doch alle gleich aus, da gleicht sozusagen ein Ei dem anderen. Die hatten zum Fest satt zu essen, und wir kamen gut über die Runden. Mutter hat die Waren nicht verkauft, sondern getauscht. So kam sie zu Stoff, aus dem sie ein Kleid für mich und eine Hose für Fritz schneiderte. Für die große Pute hat sie sogar ein Tafelservice von Meissen bekommen! Damals hieß es: «Die Bauern sind gerissen, die haben sogar Teppiche im Kuhstall liegen.» Ganz so war es nicht, aber es war eben die Zeit, wo der Hunger die Preise diktierte. Mutter verlangte trotzdem keinen Perserteppich, ich bitte Sie! Das wäre übertrieben gewesen, und der hätte bei uns auch gar nicht reingepasst, weder in die gute Stube noch in den Stall. Einen richtigen Kuhstall hatten wir auch gar nicht, die Susi war in der Scheune angebunden. Wohl aber handelte Mutter eine Brille für Oma Streleemann raus, eine Pfeife für Opa und eine Fuchsstola für sich selbst. Das war aber ein Fehler, wissen Sie, das Ding müffelte wie nasser Hund und ließ so viel Haare aus, dass sie ihn nie getragen hat. Nur manchmal, ganz selten, stand sie in einer stillen Stunde nach der harten Arbeit allein in der Schlafstube vor dem Spiegel und legte den Fuchs um. Dann träumte sie sich weg aus der Enge, weg vom Hunger und der Arbeit, weg in eine Zeit, die man heute die «gute, alte» nennen würde. «Ihr sollt es mal besser haben als ich, meine Engelchen», sprach sie und drückte Fritz und mich an sich. An diese Momente erinnere ich mich gern und gut. So dachten wir an Vater und sprachen ein kleines Gebet für ihn, und Mutter küsste uns ganz zärtlich.

Nach ein paar Jahren war der Fuchs übrigens so mürbe geworden, dass er fast nur noch aus losen Fellflusen bestand. Als ihm auch noch eines der Glasaugen rausfiel, entschied Mutter, dass es nun genug sei mit der Träumerei. Sie hängte ihn über die Tür vom Hühnerstall. So erfüllte das gute

Stück noch einen Zweck: Die Hennen kuschelten vor Angst, und es kam nie mehr ein anderer Fuchs zum Wildern vorbei. Die Viecher dachten wohl, sie würden hier als Pelz enden.

In jenem Advent wurden weder Plätzchen ausgestochen noch Herzen aus dunklem, schwerem Pfefferkuchenteig gebacken. Wir hatten doch nichts! Solche Leckereien gab es erst später wieder. Die Rezepte dafür bewahrte Oma gut in ihrer schwarzen Kladde auf, immer in dem festen Glauben, dass wieder bessere Zeiten kämen. Das Verzichten fiel uns nicht schwer, denn wir hatten uns und unsere Liebe und Fürsorge, die uns an die Zukunft glauben ließen. Und natürlich hatten wir auch, was die Städter uns im Tausch dließen, hihi.

Was Mutter bei allen Entbehrungen jedoch nicht zuließ, war, dass es keinen Adventskalender für uns Kinder gab. Noch heute kaufe ich jedes Jahr welche, das ist eine schöne Tradition. Einen für Lisbeth und einen für die kleine Agneta, was die Töchter von meinem Neffen Stefan sind. Und auch einen für den Jens-Dieter, den Nachbarsbengel. Der muss das Türchen aber jeden Morgen auf dem Weg zur Schule bei mir in der Küche aufmachen, weil seine Mutter, die Frau Berber, ihm die Schokolade sonst wegessen würde. An Schokolade war damals nicht zu denken, aber auch, wenn wir nichts zu naschen hatten, zauberte Mutter jeden Tag eine kleine Freude für uns. Sie bastelte selber einen Adventskalender, und Fritz und ich durften jeden Tag abwechselnd ein Türchen öffnen. Mutter war eine Frau mit Geschick und Phantasie. Sie hatte aus Seidenpapier kleine Bildchen geschnippelt, die wunderschön schimmerten, wenn man sie gegen das Licht hielt. Manchmal war es eine Gans, dann wieder ein Nikolausstiefel oder ein Pferd. Sogar einen Mistelzweig hatte Mutter mit der Nagelschere geschnitten, und ich kann ihnen kaum beschreiben, mit welcher Vorfreude wir Kinder am Abend nach der kargen Mahl-



zeit abwechselnd ein Türchen öffneten. Ab und an hatte Mutter auch eine Nuss oder sogar einen Apfel (einen ganz kleinen natürlich) hinter dem Türchen versteckt. Das war etwas ganz Besonderes, wenn es noch eine Leckerei hinterher gab. Opa zündete die Adventskerze dazu an, die immer genau eine Stunde brannte. Danach war der Abschnitt für den Tag runtergekokelt. Wenn man die Kerze hinter Mutters Seidenpapierbasteleien stellte, schillerten diese wunderschön und ließen uns in Träumen schwelgen. An den Sonnabenden stellte Opa nach dem Abendbrot für eine Stunde den Radioapparat an. Fernsehen war da ja noch nicht, nur Radio. Für uns Kinder war es das größte Rätsel, wie klein der Mann wohl sein musste, der da im Kasten sitzt und die Adventschöre ansagte?

Seinerzeit gab es zum Weihnachtsfest keine großen Geschenke. Trotzdem versuchten wir Kinder alle Tricks, damit das Christkind uns möglichst gewogen war. Im Grunde war uns klar, dass alles am Wohlwollen von Mutter und den Großeltern hing, aber was, wenn es das Christkind – oder den Weihnachtsmann – doch gab? Wir wollten ganz sicher gehen! Wir kannten Frau Schleedorn, die bei uns im Dorf wohnte. Frau Schleedorn war, wie Oma Strelemann fein formulierte, «eine Frau mit großem Herzen». Damals sagte man nicht einfach «sie war ein Flittchen», da drückte man sich noch gewählter aus. Das ist ja leider auch verlorengegangen. Nur im Arbeitszeugnis, da drucksen sie noch rum. Da steht bis heute: «Er neigte zur Geselligkeit» und nicht, dass er gesoffen hat wie ein Loch. Frau Schleedorn jedenfalls arbeitete in der Stadt, sie war ein Telefonfräulein und stöpselte in der Vermittlung die Kabel um. Die musste doch die Nummer vom Christkind haben! Fritz und ich streuten unsere Wünsche gezielt und sorgten dafür, dass Mutter und Oma über die Schleedorn erfuhren, was wir gerne zu Weihnachten bekämen. Frau Schleedorn würde es Mut-

ter und Oma schon zustecken, und die würden beim Christkind durchrufen, wenn es das am Ende doch gäbe ... so war unsere Überlegung. Wir waren eben Kinder. Frau Schleedorn war sozusagen unser Erzengel, der die Botschaft der Wünsche dem Christkind oder wenigstens den Erwachsenen überbringen sollte. Mit großen Geschenken rechneten auch wir Kinder nicht. Wir kriegten doch mit, was los war, und passten unsere Wünsche an. An teure Präsente zum Weihnachtsfest war nun wirklich nicht zu denken.

Kennen Sie das schöne Lied «Oh, es riecht gut, oh es riecht fein?». Darin heißt es: «Hansels Eisenbahn ist weg, steht nicht mehr am alten Fleck.» Als ich das vor ein paar Tagen mit Lisbeth und Agneta gesungen habe, fragte mich Lisbeth, warum denn die Eisenbahn weg ist und was es damit auf sich hat. So was kennen die Kinder ja gar nicht mehr! Als ich ein Mädchen war, gab es nicht jedes Weihnachten Berge von neuem Spielzeug. Nein, auch nicht zum Geburtstag! Nee, da verschwand in der Adventszeit das Puppenhaus wie durch Zauberhand und tauchte am Heiligen Abend unter dem Weihnachtsbaum, frisch renoviert und tapeziert von Opa Strelemann, wieder auf. Ebenso verhielt es sich mit meiner Puppe. Ja, Einzahl ist richtig, die olle Bergmann hat sich nicht vertippt: Ich hatte nur eine Puppe. Mutter schneiderte der Evelyn – so hatte ich sie genannt, ich fand Evelyn einen sehr eleganten Namen und dachte, die feinen Damen aus der Stadt heißen alle so – jedes Weihnachten und auch zu meinen Geburtstagen aus Stoffresten neue Kleider. Einmal strickte ihr Oma Strelemann sogar warme Wintersocken, und so machten die Eltern und Großeltern unser Spielzeug immer wieder zu etwas Neuem. Deshalb verschwanden die Spielsachen im Advent, deshalb war Hansels – oder in unserem Falle Fritzchens – Eisenbahn oder Renates Puppenstube dann einmal weg. Aber was meinen Sie, wie unsere Augen leuchte-

ten, wenn in der Puppen-Wohnstube plötzlich eine Aussteuertruhe stand, die Opa aus einer ollen Zigarrenkiste gebaut hatte. Er hatte sie gestrichen und sogar wie eine richtige, alte Bauerntruhe mit einem Blumenrand bemalt, und Oma hatte winzig kleine Servietten aus dem Tischtuch geschnitten, das verkohlt war, weil Opa seine Zigarre drauf hatte liegen lassen. Die Erwachsenen haben für uns Kinder mit viel Liebe gewerkelt!

Später, als auch Oma Strelemann begriffen hatte, dass ich mit meinen 14 Jahren nicht mehr an den Weihnachtsmann glaube, hat sie mir erzählt, dass es für die Großeltern das Schönste im Advent war, wenn sie das harte Leben für ein paar Winterabende vergessen und für uns Kinder die Geschenke basteln konnten.

Aber das schönste Geschenk, das ich in meinem ganzen Leben bekommen habe, waren (nee, nicht meine Tochter Kirsten, glauben Sie das nur nicht, hihi):

Je ein Paar Schuhe für Fritz und mich. Mutter hatte einer Frau eine Ente ohne Hals und mit nur einem Flüchtl verkauft, und die kannte einen Herren, der Schuster war und der – für eine Ente mit nur einer Keule – zwei Paar Kinderschuhe auf den Leisten zog. Mutter hatte der Frau mit tränenerstickter Stimme von Willi, dem Gösselchen erzählt, dem seine Geschwister noch im Nest das linke Bein abgelatscht hatten und der sein ganzes Gänseleben lang mit nur einer Keule über den Hof gehumpelt war. «Dafür ist die Linke auch doppelt so kräftig. Gucken Sie mal!», pries Mutter die Reste der Gans an. Zum Glück fragte niemand nach dem Hals der Ente. Aber sicher wäre Muttern dazu auch eine schöne Geschichte eingefallen.

Am Weihnachtstag – genau gesagt, am Heiligen Abend, am 24. nachmittags – hat Mutter uns in der Zinkwanne geschrubbt, nachdem sie die große Weihnachtswäsche gemacht hatte. Bis Mittag wurde noch gearbeitet, dann gab

es nur eine Kleinigkeit zu essen, denn schließlich wurde abends warm und reichlich gekocht. Zwischen den Jahren durfte keine Wäsche aufgehängt werden, bis hin zu den Raunächten im Januar. Oma Strelemann behauptete, es bringe Unglück, «zwischen den Jahren» Wäsche auf der Leine zu haben. Deshalb kam vorher noch mal alles in den Kessel, schließlich wollten wir alle genug saubere Buchsen im Schrank haben, bis wieder Washtag war.

Baden am Washtag war übrigens nicht nur nach dem Krieg an der Tagesordnung. Das haben wir bis spät in die 60er Jahre rein noch so gemacht, bis wir dann endlich eine Badestube mit Ofen hatten. Aber in den Jahren und Jahrzehnten davor war jeden ersten Sonntagnachmittag im Monat Washtag. Da wurde der Kessel im Waschkeller angeheizt, und wir Frauen hatten gut zu tun. Es musste ja alles eingeweicht, gekocht, auf dem Waschbrett gerieben und gespült werden. Damals war Wäschewaschen noch harte Arbeit, da schmiss man nicht einfach das Türchen der Maschine zu, und nach zwei Stunden kam alles blütenrein wieder raus! Gegen Abend, wenn das Tagwerk verrichtet war und sich die Woche dem Ende zuneigte, wurde das letzte Spülwasser im Kessel noch mal mit ein paar Scheiten Holz auf Badetemperatur gebracht. Opa rückte nicht gern Holz raus, da war er knauserig. Schließlich musste jeder Stamm im Wald geschlagen und mit dem Pferd – ach, der ging ganz sanft im Geschirr und war brav! – auf den Hof gezogen werden. Später hat er es zersägt und gehackt, das war Winterarbeit. Dabei kam man gut ins Schwitzen, und es wärmte durch. Das Holz wurde aufgestapelt und musste noch ein gutes Jahr trocknen, bevor man es verfeuern konnte, sonst hätte es fürchterlich gequiemt. Opa teilte auch das Holz für die Wäsche zu. Zwei Schubkarren, damit mussten die Frauen auskommen. Er hob ein paar feste, große Scheite für sich auf am Badetag, denn er war der letzte in der Reihe der Bader und wollte es im dann schon ziemlich trüben Was-

ser wenigstens recht heiß haben. Es ging streng der Reihe nach: erst die Frauen, dann die Männer, und innerhalb des Geschlechts nach dem Alter aufwärts. Ich, die kleine Renate, war die Erste, nach mir kam Mutter dran, danach Oma Strelemann, der kleine Fritz und schließlich und zu guter Letzt Opa. Weil Weihnachten war, bekam jeder Omas Lavendelseife mit ins Wasser. Oma hatte die noch von vor dem Krieg in einer Glasschale auf der Frisierkommode stehen, die wurde aufgehoben für solche Festtage wie diesen und nur ganz sparsam verwendet. Jeder durfte sie nur kurz ins Wasser tauchen, damit sie sich nicht zu sehr abnutzte und wir trotzdem alle fein dufteten. Fritz war ganz rotgerubbelt von der Wurzelbürste, mit der Mutter ihn an diesem Weihnachtstag 1946 bearbeitet hat. Er hatte beim Holzhacken geholfen, wissen Sie – wir packten alle mit an, auch wir Kinder, es hat uns nicht geschadet! –, und an seinen Händen klebte das Kien und ging partout nicht ab. Opa Strelemann nahm Fritz in Schutz und sagte «Arbeit schändet nicht», und dass Spuren der Arbeit eher ein Schmuck wären als Dreck, aber Mutter war ganz entschieden dagegen und schrubhte Fritzens Hände und Arme mit heißem Wasser, ihrer Wurzelbürste und zusätzlicher Kernseife, da langte Omas Lavendelstück nicht hin. Erst als Fritzchen puterrot war, nickte Mutter zufrieden und wies ihn an, bis zur Bescherung nur nichts mehr anzufassen. Da war sie ganz bestimmt. Sie schrubhte auch das Leinen, bis es blütenrein strahlte. Selbst das Tischtuch, auf das ich Heidelbeersaft gekleckert hatte, bekam sie weiß wie Schwanengefieder. Die Stelle leuchtete regelrecht raus aus dem an sich beige-farbenen Leinentuch.

Als es schummerig wurde, fuhren wir los zum Gottesdienst. Wissen Sie, ich stamme aus einer heidnischen Gegend. In der Regel war da selbst am Heiligen Abend in der Kneipe mehr los als in der Kirche. Man ging ja mindestens ein-

mal in der Woche zum Stammtisch. Nicht, um wer weiß wie viel zu trinken, sondern um zu hören, was es Neues gab. Das war das, was heute eine Fäßbockgruppe ist, sozusagen. Da war auch der Ottmar Horcher, was unser Dorfpolizist war, immer dabei. Viel passierte ja nicht, kein Mord und kein Totschlag. Wenn wirklich mal zwei Karnickel verschwanden, musste Ottmar nur die Ohren aufsperrern, wenn er am Stammtisch saß – und der Fall war gelöst.

Aber in dem Jahr kamen alle Bauern im Gotteshaus zusammen, um zu beten, zu feiern und zu hoffen, dass nun wieder bessere Zeiten kommen würden. Es war damals im Grunde genommen nicht anders als heute: Man hat an Weihnachten genug um die Ohren und will sich nicht stundenlang Aufführungen in der Kirche angucken. Die Gästebetten wollen schließlich bezogen werden und die guten Kleider noch mal aufgebügelt. Da hat jeder sein Tun und freut sich, wenn der Herr Pfarrer zügig zum Punkt kommt. Aber dieses Weihnachten war etwas Besonderes.

Es lag ja reichlich Schnee, und wir fuhren mit dem Pferdeschlitten zur Christmesse. Opa hatte tagelang den Rost von den Kufen geschliffen. Was denken Sie, wie die harten Jahre selbst dem Gefährt zugesetzt hatten! Wir hatten ja nun alltags beileibe andere Dinge zu tun, als mit dem Schlitten durch die verschneite Landschaft zu fahren wie die Barone oder Grafen, und es hatte auch keiner Zeit, die Schlittenkufen einzufetten, wenn doch genug andere Arbeit im Garten oder im Stall anlag. Aber zur Christvesper in der Kirche, da richtete Opa Strelemann den Schlitten her. Unser Pferd war ein Haflinger, das wir immer nur «Brauner» riefen. Schließlich war es ein kräftiges Arbeitstier und nicht zum Spielen oder Rumtoben da. Der Braune hatte starke, muskulöse Schenkel. Fast wie sie die Frau Berber, meine Nachbarin hier in Spandau, auch hat. Die ist auch so eine Kurzkeulige. Das Ross war, neben der Kuh, Opas ganzer Stolz. Wir waren ja davon abhängig, dass der Braune ge-

sund war! Der pflügte das Feld, der fuhr das Heu ein und der zog auch den Wagen, wenn die Kartoffeln gebuddelt wurden. Eine kranke Bäuerin auf dem Hof war nicht schön, aber noch schlimmer war es, wenn das Pferd was hatte. Seinerzeit war der Doktor im Dorf ja für Mensch UND Tier da! Man rief ihn jedoch selten. Meist nahm Oma für ihren Ischias einfach die Salbe, die vom Braunen übrig geblieben war. Wissen Se, was anderes hätte der Dokter auch nicht verordnet. Nur hätte man den noch mit einer geräucherten Wurst zusätzlich bezahlen müssen!

Der Braune zog den Schlitten ohne Mühe. Oma saß vorn bei Opa auf dem Schlittenbock. Sie hatte zwar auch ein bisschen Angst bei der rasanten Fahrt, aber die Sorge, dass Opa auf dem Weg zur Kirche schon zwei Schluck vom Selbstgebrannten nahm, war größer als ihre Angst. Oma hatte alle Decken, die wir besaßen, in den Schlitten getragen. Mutter und wir Kinder saßen dick in die Federbetten eingemummelt und konnten uns kaum rühren. Opa schnalzte mit der Zunge, und der Braune trabte los. Der ging genauso fromm im Geschirr wie später alle meine Männer nach spätestens einem Ehejahr, das kann ich Ihnen sagen. Oma hatte ihm als Weihnachtsüberraschung für uns Kinder ein kleines Glöckchen um den Hals gebunden. Also dem Braunen, nicht dem Opa. Während die Fahrt durch den verschneiten Winterwald gemächlich vor sich hin ging, läutete das Glöckchen eine zarte Melodie. Wir konnten alle kein Englisch, aber trotzdem kannten wir das Lied vom «Schlingel Bell» und sangen weihnachtsfreudig und lauthals zur Melodie: «Schlingel bellt, Schlingel bellt, Schlingel kläfft so laut.» Unser Hofhund damals hieß zwar Rex, aber ein Schlingel war er auch. Er war ein großer, ein bisschen trottelig, aber im Grunde gutmütiger Hund mit dichtem, zotteligem Fell. Auf dem Land musste man einen Hund haben, der das Gehöft bewachte. Das gehörte einfach dazu. Rex war angekettet

und schlief in einer Hütte. Der gab immer Laut, wenn Fremde sich näherten, und das machte Eindruck. Heute ... na ja. Wissen Sie selbst: Für den modernen Hund wird extra gekocht, die Leute fahren mit ihm zum Friseur, und wenn er beim Spaziergehen groß muss, sammeln sie es in ein Plastikbeutelchen und tragen es dem Tier durch die halbe Stadt nach. Ich frage mich ja oft, was Opa Strelemann dazu sagen würde, wenn er das sähe. Allein, dass meine Tochter Kirsten, seine Urenkelin!, Massage mit lauwarmen Steinen gegen Blähungen bei Wellensittichen macht ... er würde sich im Grabe umdrehen. Es ist besser, dass er das nicht mehr erleben musste, glauben Sie mir. Wie dem auch sei, wir fuhren mit unserem Schlitten durch den Schnee und sangen, so laut es nur ging. Opa mit seinem schiefen Bass immer vorneweg, so schief, dass Oma freiwillig ein Schlückchen vom Selbstgebrannten rausrückte, damit sein Bass wenigstens ein bisschen geölter klang.

An der Kirche angekommen, machte Opa den Braunen gut fest. Es hätte gerade noch gefehlt, dass der uns abgehauen wäre! Der Pfarrer nahm in dem Winter statt einer Kollekte von jeder Familie ein Dutzend Briketts ab. Geld hatte ja sowieso keiner. Kohle war auch knapp, und es gab großes Gemurre in der Gemeinde, aber was sollte der Herr Pfarrer anderes machen? Er musste den eiskalten Kasten zur Christmesse ja irgendwie warm kriegen! So rückte jede Familie aus der Gemeinde ein paar Briketts raus, und da sich keiner was nachsagen lassen wollte, hatten wir während des Krippenspiels eine warme, gemütliche Kirche. Und um die Herzen, das muss ich Ihnen ja nicht extra sagen, war uns sowieso muggelig warm!

Als wir zurück waren, gab es Abendbrot. Es war ein Festmahl!

Wir saßen am Tisch, der festlich gedeckt war. Das gute Familienporzellan, das wir aus Angst vor Plünderungen unter



dem Johannisbeerbusch vergraben hatten, war wieder ausgebuddelt und sauber abgewaschen worden, genauso wie das Silber extra poliert worden war. Eine Kerze stand mittig und spendete warmes und behagliches Licht. Oma hatte den Tisch sogar mit ein paar Zweigen vom Weihnachtsbaum geschmückt (natürlich von hinten, da hatte die Tanne sowieso ein paar Zacken). Wir Kinder saßen frisch gebadet und gesegnet mit der Weihnachtsbotschaft da.

Oma hatte uns mit einer Einbrenne aus Mehl eine Suppe für vorweg gemacht. Sie hatte aus Gemüseresten und Knochen vom Huhn eine Brühe gezaubert, die ein Gedicht war. Es war eine einfache Suppe aus einfachen Zutaten, aber nach all den Entbehrungen war es die leckerste Suppe, an die ich mich bis heute erinnern kann. Wissen Sie, ganz oft ist es so, dass man nicht nur schmeckt, welches Fleisch man in den Topf gibt, sondern man schmeckt auch die Liebe raus, die mit in die Suppe kommt. Oma Strelemann hatte kein Filet und auch keine hohe Rippe zum Kochen, aber sie hatte die wenigen Knochen mit so viel Güte gekocht, dass diese Suppe, so lange ich denken kann, unser ganz persönliches Strelemann'sches Weihnachts-Familienessen war. Nie wieder aber hat sie so wohl geschmeckt wie an diesem Heiligen Abend.

Mutter steuerte eine große Pfanne mit Entenkeulen, Gänsehälsen und Karnickelbrüsten bei. Oma und sie hatten lange gestritten, wer was macht: Sie wissen ja, wenn zwei Hausfrauen in der Küche sind, ist das manchmal nicht leicht. Sie wahrten jedoch den weihnachtlichen Frieden und verwöhnten uns beide mit ihren Kochkünsten. Mutter hatte alles, was sie vom Tauschgeflügel abgeknappst hat, gebraten, und es war ein wirkliches Festmahl. Als sie Omas Gusspfanne in die Mitte des Tisches stellte, strahlten wir alle beseelt um die Wette, und als sie reimte:

«Was unsere Oma schon wusste -

Gusspfanne macht die beste Kruste!»,

da lächelte auch Oma Strelemann endlich mal. Als Nach-tisch hatte sie für jeden einen Apfel in die Ofenröhre vom Kachelofen geschoben. Es waren die letzten schrumpeligen Herbstäpfel, die sie im Keller gehütet hatte wie ihre Augäpfel – im wahrsten Sinne des Wortes, hihi – und die sie nun zu einem Verwöhnkompott für uns zubereitete. Das Kernhaus hatte sie ausgeschnitten und ein Stückchen Würfelzucker reingesteckt. Das war ganz großer Luxus! Den muss sie von den Amerikanern ertauscht haben, ich weiß es nicht mehr genau. Ich sage Ihnen, es war auf jeden Fall das wunder-barste und köstlichste Weihnachtsmahl in meinem ganzen, langen Leben.

Es blieben beileibe keine Reste zum Einfrieren übrig, aber wir bewahrten uns unsere Erinnerungen an diesen Weih-nachtsabend. Das ist manchmal viel wichtiger. Wann auch immer es mir mal nicht so gutging und ich Mut schöpfen musste, erinnerte ich mich an diesen Heiligen Abend zu-rück. Immer wenn ich meinen Bruder Fritz sehe – wir se-hen uns leider nicht sehr oft, er wohnt im Schwäbischen –, schwelgen wir in Erinnerungen, und nach spätestens ein paar Minuten sagt einer: «Weißt du noch? Das Weihnach-ten, als wir nichts hatten als uns? Als wir Schlitten mitein-ander gefahren sind und Opa so schief gesungen hat, dass der Hund den Schwanz einzog?»

Dieser Weihnachtsabend war für uns ein Licht am Ende ei-ner dunklen, furchtbaren und entbehrungsreichen Zeit. Von da an ging es wieder voran. Der Frühling kam, und mit ihm kehrten langsam auch die Freuden in unser Leben zurück. Wohin man schaute, entstand Neues. Der Schutt und die Trümmer wurden beiseitegeräumt. Die Zuversicht und der Glauben, dass es nun wieder besser wird, ließen uns verges-sen, was gewesen war. Und wenn uns der Mut doch mal ver-

ließ, holte Oma an langen, frostigen Februartagen ein Glas eingewecktes Birnenkompott aus dem Keller. Das schnabulierten wir und träumten dabei vom Sommer, der kommen würde, und mit ihm die Sonne.

[...]